

Rittmeister Brand.

191

Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.
(Schluß.)

19.

So also ist einem, der ganz unmotiviert, ohne jeden vernünftigen Grund, aufs Krankenlager geworfen wird. Auf's Krankenlager in der Zeit, da er sich zum ersten Male der Vielgeliebten und Vielverehrten wirklich nützlich machen konnte!

Peter war zu Tod erschrocken, als er seinen Herrn erblickte, der, vom Doktor begleitet, die Stiege heraufkam, wankend, erdfahl, mit tief eingefallenen Augen, sich ins Bett kommandieren und sich sogar helfen ließ beim Auskleiden, er, der Rittmeister Brand! Kein Wunder, daß Peter den Kopf verlor, stille Tränen vergoß, an seine Frau telegraphierte und sie in die Stadt berief, zur Pfllege des Herrn und zu seinem eigenen Troste.

Frau Peters eilte herbei, wurde aber schlecht empfangen. Dietrich geriet in Born über das eigenmächtige Vorgehen seines Dieners. Dieser Peter! Kannte dieser Peter ihn noch nicht, glaubte er wirklich, daß Dietrich Brand einer Frau erlauben werde, sein Krankenzimmer zu betreten, wenn es denn, hol's der Teufel, ein Krankenzimmer gab? Magdalena wurde nicht vorgelassen, sondern beordert, allsogleich nach Neuwaldegg zurückzuführen, wo sie ein Feld für ihre Tätigkeit hatte und wohin ihre Pflicht sie rief.

Brand aber verlebte einen schlimmen Tag und eine noch schlimmere Nacht. Nie, niemals hätte er es für möglich gehalten, daß eine Krankheit — pah! nicht einmal eine Krankheit, nur ein armseliges Unwohlsein — einen Mann so packen und niederwerfen könnte! Machtlos, sich machtlos fühlen dem eigenen Körper gegenüber, dem Sklaven! Gibt es eine tiefere Beschämung? Er verfluchte sich selbst. In seinem Kopfe ging es zu wie in einem Hammerwerk, in seiner Kehle schnitt es wie mit Messern, der ganze Mensch glühte wie eine Kohle.

Trotz alledem fand ihn der Arzt, der morgens kam, raffiert, gebadet, sorgfältig angekleidet in einem Lehnstuhl am Fenster des Schlafzimmers sitzen.

„Wie geht es bei Frau Major von Müller?“ war Dietrich's erste, mit bedenklich kurzem Atem vorgebrachte Frage.

„Ganz leidlich,“ erwiderte der Arzt und vermied dabei, den forschend auf ihn gerichteten Augen des Kranken zu begegnen. „Frau Sophie ist aber sehr besorgt um Sie.“

„Sehr besorgt um mich?“ wiederholte Brand mit leisem Zweifel, mit wehmütiger Bitterkeit.

„Sie läßt Sie dringend bitten, sich zu schonen, einmal auch an sich zu denken.“

„Was soll ich tun?“
„Zu Bette gehen, gewissenhaft Arznei nehmen. Sie sind dann wahrscheinlich in einigen Tagen hergestellt, und das wäre gut, denn Frau Sophie wird Ihrer Stütze recht sehr bedürfen.“

Dietrich erschraf: „Was ist mit ihr? Ist sie krank?“

„Nein, nein,“ darüber beruhigte ihn der Doktor, aber mit sehr wenig Worten; er hate Brand nur einen Augenblick sehen wollen, setzte sich nicht einmal, griff wieder nicht nach dem Pulse des Patienten, legte bloß die schmale, blasse Hand auf dessen Schulter und sprach mit sanfter Bitte: „Bleiben Sie wenigstens zu Hause.“

„Zu Befehl,“ erwiderte Brand, worauf ihn der Arzt ein wenig spöttisch und unbeschreiblich gütig ansah und sich mit einem kurzen: „Adieu!“ empfahl.

Warum in aller Welt hatte er spöttisch dreingesehen? Aus niederträchtiger ärztlicher Schadenfreude? Oder machte es ihm Spaß, daß ein alter Soldat sich seinen Anordnungen so ängstlich unterwarf wie ein maroder Vfründner? Ja, das war's, und darüber gedachte ihn Brand eines Besseren zu belehren. Plötzlich entschlossen, streckte er die Rechte aus und drückte den Tasterknopf der elektrischen Glocke an der Wand anhaltend und energisch nieder.

Peter eilte herbei.

„Meinen Paletot, meinen Hut,“ befahl Dietrich, „ich

gehe — oder vielmehr ich fahre — zu Frau Major von Müller.“

Nicht ein Wort des Widerspruchs kam über Peters Lippen, doch betrachtete er den Gebieter mit der hoffnungslosen und liebevollen Traurigkeit, mit der eine Mutter ihr starrsinniges Kind betrachtet. Brand fühlte die Empfindung seines Dieners nach, und auch er blieb stumm. Man sagt nicht, man beweist, was man kann.

Peter sah ihn eine so gewaltige Anstrengung machen, als ob er sich aus einem Sumpfe, in dem er halb versunken war, emporarbeiten wollte, sah ihn aufschwellen — und fast zugleich besinnungslos zu Boden sinken.

Es war so schnell geschehen, daß Peter den Sturz nicht verhindern konnte. Jetzt kniete er bei seinem Herrn, hob ihn auf, trug ihn in seinen Armen (welches Glück, daß Brand davon nichts wußte) auf das Bett, labte ihn und brachte ihn bald wieder zu sich. Als der Rittmeister die Augen aufschlug, stand Peter aber schon abgewendet und ordnete die Kleider im Schranke.

„Ich will heute doch lieber zu Hause bleiben,“ sagte Dietrich nach einer Weile, „ich hab' etwas Schwindel, das kommt von den verfluchten Medikamenten.“

„Von nichts anderem, Herr Rittmeister,“ versetzte Peter. „Du brauchst dem Doktor nichts davon zu sagen,“ nahm Brand nach einer abermaligen Pause wieder das Wort, „es würde ihn kränken, und am Ende bildet er sich noch ein, daß ich ohnmächtig geworden bin wie ein bleichsüchtiger Wachsich.“

„Natürlich, Herr Rittmeister, denn wer kann wissen, was ein Zivilist sich einbildet.“

Zweimal im Laufe des Vormittags mußte Peter einen Kommissiönär in die Berggasse schicken, um Nachrichten zu holen. Nur bei Pauline; die gnädige Frau durfte nicht belästigt werden mit den vielen Anfragen. Pauline ließ den Rittmeister beschwören, sich keine Sorgen zu machen. Er fand die Antwort ungenügend und sandte Peter in Person nach einer Botschaft aus, und der kehrte mit der Meldung zurück:

„Die gnädige Frau läßt sich empfehlen, dem kleinen Georg geht's gut.“

„Wirklich, wirklich? Hast Du ihn gesehen?“

„Ihn nicht, aber die Frau Majorin ist selbst herausgekommen, sie selbst . . .“ Eine unbefiegbare Rührung packte und würgte ihn.

„Jetzt weint er wieder, der Waschlappen,“ murmelte Brand und dankte Gott im stillen, daß er der armen Mutter ihr Kind wiedergehenkt und auch ihm, der es freilich nicht anders erwartet hatte, seinen lieben Jungen.

Es duldete ihn nicht länger im Bette; er ließ sich anfleiden, konnte aber nur, auf den Arm seines Dieners gestützt, bis zum Lehnstuhl gelangen.

Gegen die siebente Abendstunde wurde geläutet, und unmittelbar darauf läutete auch Dietrich und befahl Peter, der hereinstürzte, hochrot im Gesicht und mit verklärter Miene:

„Niemand vorlassen, keinen Menschen!“

„Herr Rittmeister, es ist die Frau Majorin von Müller.“

Brand erhob sich. Mit ihm zugleich erhob sich aber auch der Fußboden und rollte Wellen, die Dede flatterte wie ein Segel. Dietrich war froh, bei dem allgemeinen Aufruhr wieder in die Arme seines Fautenils zurückkehren zu können:

„Wer kommt? Wer? . . .“

Da stand sie schon auf der Schwelle.

„Gnädige Frau . . . Mein höchster Wunsch — Sie bei mir!“

Sie konnte nicht gleich sprechen, sie ging langsam auf ihn zu und reichte ihm beide Hände.

„Verzeihen Sie,“ sagte er. „Nein, daß ich Sie so empfangen muß. Invalid, nicht einmal entgegengehen, nicht einmal aufstehen . . . Nein, daß Sie zu mir kommen . . . Es geht also besser. Mein lieber, kleiner Freund — wie hab' ich mich nach ihm geseht!“

„Er sich auch nach Ihnen.“ Sanft entzog sie ihm ihre Hände, setzte sich ihm gegenüber und schlug den Schleier zurück: „Auch Sie sind sehr leidend.“

„Gewesen!“ rief er aus.

„Nie, niemals hatte ihr Publikum ihn so bewundert in allen Herzenstiefen. Nie war sie ihm so erhaben hold erschienen, Majestät und Lieblichkeit in einer Gestalt.“

Brand ließ sie nicht aus den Augen: „Aufrechtig, gnädige Frau,“ sprach er, und seine Stimme zitterte, „wie steht's mit ihm?“

„Gut,“ antwortete sie, „ganz gut.“

Er atmete auf, er wurde heiter und gesprächig. Er hatte viel nachgedacht in diesen Tagen der Einsamkeit. Was denkt man nicht alles zusammen in zweimal vierundzwanzig Stunden! Seine ganze Vergangenheit war vor ihm lebendig geworden, und die leuchtende Ueberzeugung hatte ihn durchdrungen, daß er nur zu danken habe.

„Gnädig hat mein Herr und Gott sich mir immer erwiesen, zweimal in meinem Dasein aber allgütig. An dem Tage,“ Brand senkte nachdenklich den Kopf, „an dem ich im Begriff war, ein Licht auszulöschen, das er angezündet hatte, und er mich in seiner Guld davor beschützte, den Fehel zu begehen. Ein zweites Mal — da er mich Sie, verehrte Frau, wiederfinden ließ, die ich durch eigene Torheit verloren hatte und jetzt lieben darf — in ihren Kindern.“

Sie hatte ihm still und teilnehmend zugehört, nun stand sie rasch auf, sagte ihm Lebewohl und wünschte ihm eine recht gute Nacht.

Peter erhielt den Auftrag, einen Wagen zu nehmen und die gnädige Frau nach Hause zu bringen. So geschah's, und er kam zurück mit einem Gruß von ihr, und Dietrich ging zur Ruhe und schlief wie ein Gesunder. Er erwachte gestärkt, glücklich, und obwohl es regnete, war für ihn die Welt voll Sonnenschein.

Im Laufe des Vormittags brachte ein Dienstmann einen Brief.

„Von der Frau Majorin,“ sagte Peter und überreichte ihm ängstlich und zögernd.

Der Inhalt des Schreibens lautete:

„Lieber, gütiger Rittmeister!

Seien Sie stark, machen Sie sich auf das Traurigste gefaßt. Ihr kleiner Freund ist tot, gestern gestorben, als die Kirchenglocken zum Ave läuteten. Selig entschlafen — ich weiß jetzt, was das heißt. Ich bin zu Ihnen gekommen, um es Ihnen zu sagen, und konnte nicht, Sie haben mir zu Leid getan . . .“

Brand las nicht weiter. Das Blatt entsank seiner Hand. Sie war gekommen, um ihm zu sagen: Das Kind ist tot, und hatte es nicht vermocht; sie wußte, wie weh es ihm tun würde, und hatte es ihm nicht sagen können. Aus Mitleid, aus himmlischem Erbarmen — — — Nein, das war mehr als Mitleid und Erbarmen — unendlich mehr.

Das neue System.

Von Martin Proslauer.

Der Ingenieur Brodwith sah im Privatkontor des Herrn Harrison, des Eigentümers der großen Tonwarenfabrik in Tampa in Florida.

„Nun,“ sagte Harrison, „die 14 Tage, die Sie für das Studium meiner Fabrik forderten, sind um. Was können Sie tun?“

„Ihre Leute lehren,“ sagte Brodwith, ein großer breitschultriger Mann und sah Harrison aus kalten, klaren, grauen Augen an, „und zwar so zu lehren, daß sie in einem halben Jahr das doppelte wie bisher leisten!“

Harrison zuckte ungläubig die Schultern.

„Zuwohl,“ betonte Brodwith, „das doppelte, ohne daß eine Maschine, ein Werkzeug neu gekauft wird!“

„Nun, wenn Sie das können, dann vermag das Taylor-System wirklich Wunder!“

„Das kann es auch, Sir,“ sagte Brodwith, und in seinem edigen Gesicht leuchtete eine feste, zielbewußte Idee auf, „ich sage Ihnen, Taylors Idee, die größte Arbeitsleistung mit der kleinsten Anstrengung zu erzwingen, ist der Erfindung der Dampfmaschine an Wert ebenbürtig. Ich kenne Fabriken, welche heute das dreifache ihrer früheren Arbeit schaffen, nur weil Taylor jedem einzelnen Mann gezeigt hat, wie er arbeiten und welche unnützen Bewegungen er unterlassen muß. Natürlich, Pfeifen und Tabakpfeifen und solche kleinen Scherze gibt es dabei nicht; jede Sekunde ist mit nützlicher Arbeit ausgefüllt!“

Hier, Mr. Harrison, sind die Zeugnisse über das, was ich in anderen Betrieben schon erzielt habe, hier ist ein Brief von Rockefeller; der Alte war so entzückt, daß er selber geschrieben hat! Sie können sich auf mich verlassen, Mr. Harrison.“

„All right,“ rief Harrison und sprang auf, „ich will's versuchen. Was fordern Sie?“

„Zweitausend Dollar den Monat und 10 Prozent vom Mehrerwerb!“, sagte Brodwith mit klarer, harter Stimme.

Am anderen Morgen schrie die Fabrikpfeife ihren kessenden Ruf über die Stadt, schwarz und schwermüßig rann ein Menschenstrom durch das Tor, automatisch griff jede Hand nach den Marken auf dem Kontrollbrett; und ein paar Minuten später klang das gewaltige brausende Lied der Arbeit, aus stählernen und eisernen Tönen, aus Feuer und Dampf und dem Wehzen menschlicher Muskeln komponiert, durch alle Räume. Karren voll Rohmaterial rollten auf Schienen den Pressen zu, Hebel klapperten auf und nieder, Lommengen preßten sich in eine Öffnung und glitten auf der anderen Seite, zu Tellern, Platten und Fliesen geformt, auf lange Bretter hinaus. Arbeiter hoben die Bretter auf ihre Schultern, aus Trockenräumen und Brennöfen wehte heißer Dunst und augenschmerzende Glut; in den oberen Sälen klirrten und klapperten die fertigen Stücke unter den nachprüfenden Händen der Arbeiterinnen.

Der Ingenieur Brodwith ging durch die Fabrik, Notizbuch und Stoppuhr in der Hand, stand stundenlang bei einem einzelnen Arbeiter, sah zu, schweigend und blühte auf die Uhr. Schließlich ging er in einen hinteren Saal, in dem die staubabsaugenden Ventilatoren laut heulten. Hier wurden die Ofenschalen und Fliesen sauber vieredig gerichtet und geschliffen, bevor sie auf einem endlosen Band weiter in den Backraum liefen. Vor jeder Schleifpfeife, einem rasend schnell sich drehenden Rad, arbeiteten zwei Mann. Der erste schlug mit Meißel und Hammer die rauhen, zackigen Kanten der Schalen ab und reichte sie dem zweiten, der die vorgearbeitete Platte auf das laufende Schleifrad preßte. Sand und Wasser spritzte hoch, dann war die Kachel glatt und genau.

Der Tür zunächst arbeitete Bob Killarney, ein Irländer von Geburt, ernsthaft und fleißig. Flink nahm er die Kacheln und bestlopfte sie mit dem Hammer. Brodwith blieb bei ihm stehen und beobachtete ihn eine Weile. Dann ließ er ihn aufstehen und erklärte ihm verschiedene Handgriffe. Er ließ ihn die Platte hochstellen, statt sie wie bisher flach zu legen, suchte ihm einen schwereren Hammer aus und zeigte ihm, wie er mit vier Schlägen, richtig geführt, ebenso viel ausrichten könne als bisher mit zehn oder zwölf. Bob hörte ernsthaft zu, sein braunes Gesicht war voller Spannung und er bemühte sich, die neuen Handgriffe nachzuahmen.

Brodwith stand mit der Uhr in der Hand.

„Sehen Sie,“ sagte er befriedigt, „jetzt haben Sie in fünfzehn Minuten zehn Kacheln behauen, statt vorher sechs in derselben Zeit. Nun reichen Sie mir nicht jede Platte einzeln zu, legen Sie sie mit der linken Hand hier auf den Tisch und greifen Sie gleichzeitig mit der rechten nach einer neuen!“

Bob Killarney, der an dem Fabriktor aus dem Anschlag gelesen hatte, daß dies hier keine störende Spielerei, sondern schöne blanke Dollars mehr für ihn bedeutete, arbeitete hart nach den neuen Regeln. Er pffif nicht wie sonst, fröhlich vor sich hin, sondern sah starr auf die Arbeit, die Doppelbewegung der Hände, immer bemüht, seine Glieder genau im vorgeschriebenen Rhythmus des neuen Arbeitssystems zu bewegen.

Endlich schrie die Dampfpeife. Bob zog sich den Arbeitsrock aus und wanderte mit den Hunderten anderer Arbeiter durch das Tor nach Hause. Auf der Straße sprach ihn ein Gefährte an:

„Hallo, Bob, was hat denn der lange Keel heute den ganzen Tag bei Dir gemacht?“

„Eine neue Art zu arbeiten gezeigt, Billh, aber hol's der Teufel, wenn ich auch mehr dabei schaffe, ich fühl' mich wie gerädert. Und mein Kopf brummt wie ein Dampfessel. Na, vielleicht ist das nur im Anfang so.“

In den folgenden Tagen stand Brodwith bei vielen Arbeitern, immer wieder zeigte er neue, praktische Handgriffe, maß er mit der Uhr die Zeit, erlarn er neue Methoden für Handreichungen, und abends kontrollierte er die Lieferzetteln, bis er endlich nach Wochen dem Besitzer eine Statistik vorlegen konnte, die ein Anschwellen der Produktion um fast fünfzig Prozent anzeigte.

Harrison nickte.

„Gut, gut. Ich habe es schon gemerkt.“

„In zwei Monaten haben wir das Doppelte,“ sagte Brodwith.

„Und die Arbeiter?“ fragte Harrison kurz.

„Was ist mit ihnen? Die freuen sich, daß sie jetzt so und so viel Dollar mehr machen.“

„Ich weiß nicht,“ bemerkte Harrison, „ich finde, die Leute sehen schlecht aus. Sie arbeiten nicht länger, das ist wahr, aber sie bekommen alle so einen starren Blick und sind so still.“

Brodwith sah den Besitzer mißbilligend an:

„Das ist auch in der Ordnung. Entweder Ihre Leute fingen oder sie denken an die Arbeit, eines von beiden geht nur. Das ist ja gerade die Stärke des Taylor-Systems, daß es alle Gedanken auf das Werk zusammenzwingt!“

Sie gingen zusammen den täglichen Inspektionsgang. Ein Fieber schien durch die Arbeitsäle zu wehen. Die Maschinen rollten wie früher, aber das Klappen der Hebel, das Aufstoßen der Werkzeuge klang schärfer, genauer und schneller als sonst. Kein Arbeiter hob den Kopf, als der Besitzer vorbeikam. Automatisch griffen die Hände zu, wie von Maschinen erfasst glitten die Stücke von Tisch zu Tisch; ein ungeheurer, drohender, unsichtbarer Rastkod schien über allem zu schwingen und alle Körper, alle Glieder in seine grau-same, zeitparende Melodie zu pressen.

Die beiden kamen in den Schleifsaal.

Früher hatte Garrison oft eine Weile bei Bob Killarney gestanden und sich gekreut, wie dieser braune, blankläugige Irlander mit muskelfesten Armen seine Kachelstapel griff und dem Staub und zermalmenden Lärm der Arbeit zu widerstehen schien. Heute sah Bob mit glanzlosen Augen, den Kopf tiefer gebildet, und während der Hammer niederfuhr und die Glasur splitter flogen, schienen die Hände schon nach neuem Material zu greifen. Er erwiderte den Gruß des Fabrikherrn nicht, schien ihn überhaupt nicht zu hören. Um ihn rasselten Stöße von Nadeln, die bald hoch aufschwollen, bald zu wenigen zusammenfielen. Unermüdet, mit schmerzhaft genauen Schlägen, riß Bobs Hammer die Kanten entlang.

Garrison wandte sich wie in einem unangenehmen Gefühl ab. Am Abend stand er am Fenster seines Bureaus, als die Feierstunde pfliff. Langsam, einzeln tropften die ersten Arbeiter aus dem Tor, dann folgte mit einem Schwall der ganze Strom, und hunderte wanderten dahin, mit gesenkten Köpfen, die Schultern nach vorn gezogen, stumm und schwer, eine müde Menge, aus der kein lautes Wort, kein fröhlicher Zurufklang. —

Am nächsten Tage gab es einen kleinen Zwischenfall. An einer Fliesenstiege war ein Mann zusammengebrochen. Die anderen, die früher so schnell bei der Hand waren, hatten, wie in dumpfer Erstarrung festgefettet, sich nur langsam aufgerafft; und endlich lag der Kranke auf dem Bett in der Ambulanz, wo der Fabrikant kopfschüttelnd um den Bewußtlosen herumging.

„Ich weiß nicht“, sagte er zu dem Werkführer, „krank ist er nicht, wenigstens körperlich nicht! Scheint mir mehr ein nervöser Zusammenbruch zu sein, eine totale Erschöpfung, so 'ne Art Gehirnkreislauf!“

Und er schüttelte wieder den Kopf.

In den folgenden Wochen brachen hier und da kräftige Männer zusammen, stürzten lautlos vor ihren Maschinen nieder oder zerfielen wie in einem Zerknirschungsfall mit rasenden klirrenden Schlägen ihre ganze Arbeit. Die andern schienen vor diesen Ausbrüchen zu erschrecken, ihre Köpfe neigten sich tiefer, die Hände arbeiteten rascher und automatisch klapperten die Werkzeuge.

Mit harten kalten Augen, aufrecht und unbewegt, ging Brodwith durch die Räume.

Eines Morgens stand er vor dem Schleifrad, an dem Bob Killarney arbeitete. Brodwith sah eine Weile zu, dann nahm er die Uhr aus der Tasche und rührte den Arbeiter an die Schulter.

Bob Killarney blickte zum ersten Male auf, aus seinen stumpfen Augen zuckte etwas, er hob gerade den Hammer. Und als der Ingenieur sich zu ihm beugte, schwang Bobs rechter Arm weit aus, und die Faust mit dem stählernen Hammer fuhr krachend auf den Schädel des Ingenieurs.

Ein Schrei gellte, alles Rischen der Scheiben und Heulen der Ventilatoren überdönd, und Brodwith stürzte schwer zu Boden.

* * *

Vor der Schranke des Schwurgerichts in Tampa stand der beste Advokat der Stadt, ein schmales, graubärtiges Gelehrtengezicht, in dem dunkle, kluge Augen von tiefem Verständnis und Weltwissen zeugten.

Vor ihm saß, ganz zusammengesunken, Bob Killarney zwischen zwei Sheriffs. Auf der andern Seite standen ein paar Männer, eine weinende Frau, und dahinter Kopf an Kopf fast die ganze Einwohnererschaft von Tampa. Der Advokat setzte sich das Barrett auf und begann zu sprechen:

„Die Anklage behauptet, Bob Killarney habe den Mr. Brodwith, Ingenieur der Firma Garrison, vorsätzlich getötet. Meine Herren, ich will mich kurz fassen.“

Eines Tages kam Mr. Brodwith und „taylor“ die Arbeiter des Mr. Garrison. Wie das gemacht wird, hat Mr. Garrison selbst zu erklären die Güte gehabt. Aus den Leuten wird alles Denken und Fühlen ausgeschaltet. Brodwith machte Automaten aus ihnen, mit der Uhr in der Hand kontrollierte er Bewegungen, die Gehirne der Arbeiter wurden nicht mehr gebraucht, durften nicht mehr funktionieren; nur die Sehnen und Muskeln, Arme und Schultern wurden bewegt und benutzt. Hätte Brodwith ein Mittel gewußt, um den Arbeitern die Köpfe abzuschneiden, ohne sie zu töten, er hätte es getan.

Meine Herren, Sie wissen alle, daß nicht benutzte Organe verkümmern. Brodwith schaltete systematisch die Gehirne aus, und sie verkümmerten. Frau Killarney hat uns vorhin unter Tränen erzählt, wie ihr Mann sich verändert hat, seit er „getaylor“ wurde, wie sie erschraf, als er von Tag zu Tag stumpfer wurde, wie aus dem heiteren, liebevollen Gatten, dem sorgenden Vater ein gebrochenes Wesen wurde, das nicht mehr lachen und nicht mehr froh sein konnte, das stumpsinnig oh und schlief und nichts Menschliches mehr hatte.

Nun, meine Herren, komme ich zum Hauptpunkt meiner Rede. Brodwith hat die Arbeiter entmenscht, er hat Automaten aus ihnen gemacht, die sinnlos und verständlos arbeiteten, wie sein Wille, sein Verstand und seine Idee sie zwang.

Sehen Sie, meine Herren Geschworenen, eine Dampfmaschine an! Da fährt auch, wie ein Arm, an sich sinnlos, die Pleuelstange einher, vom Dampf getrieben, und nur in Bahnen gezwungen durch den überlegenen Willen des Technikers. Aber ein Fehler kann im Stahl liegen, tief verborgen, und eines Tages bricht eine Verschraubung, knickt die eiserne, scheinbar so feste Pleuelstange ein,

reißt sich aus der erzwungenen Bahn los und erschlägt den Techniker, der ahnungslos in der Nähe stand.

So war es auch mit Bob Killarney. Sein Körper war eine Maschine, sein Arm eine leblose Stange, aus Muskeln statt aus Eisen; und ein tief verborgener Fehler, der im System lag, jenseits allen menschlichen Ermessens, riß seinen Arm aus der vorgeschriebenen Bahn und brachte solches Unglück über ihn.

Das System, das ihn bewegte und zwang, das aus einem denkenden Menschen eine herzlose Maschine machte, hat Schuld, nicht er.

Bob Killarney ist unschuldig, meine Herren, und ich bitte um seine Freisprechung! —

Der Advokat hatte unter lautloser Stille geendet. Die Geschworenen, zum großen Teil kleine Bürger von Tampa, gingen schmerzlich in das Beratungszimmer, und als sie zurückkamen, erklärte ihr Obmann im Namen der Geschworenen Bob Killarney für unschuldig. . . .

Heereszahlen in der Geschichte.

Bei allen Heereszügen und Schlachten der Geschichte bis in das ferne Altertum hinein werden mehr oder weniger genaue Angaben über die Stärke der feindlichen Armeen gemacht. Meist sind sie in runden Ziffern gehalten und deuten schon darauf hin, daß sie kein allzu großes Vertrauen verdienen. Noch fragwürdiger sind freilich die Berichte über die Verluste in den einzelnen Schlachten oder bei ganzen kriegerischen Unternehmungen. Professor Hans Delbrück aus Berlin hat am 6. und 7. Oktober am University College in London zwei Vorträge über die Zahlenangaben in der Geschichte gehalten und die Bedeutung von Heeresziffern besonders hervor gehoben. Der Gelehrte knüpfte an die Tatsache an, daß Nolkte bei Bionville zehn schlagfertige Armeekorps zur Hand hatte, aber von diesen nur zwei wirklich ins Gefecht bringen konnte. Der Rest der 400 000 Mann war nicht mit genügender Schnelligkeit vorzustößen. Daraus zieht Delbrück den Schluß, daß manche Heeresziffern aus alter Zeit, sowohl für die Assyrer und Perser, für die Gallier und Germanen und andere Völker aus der Geschichte schlecht hin gestrichen werden müssen. Attila, der Hunnenfürst, soll 700 000 Mann von Deutschland über den Rhein nach Frankreich geführt haben. Das ist ganz undenkbar, wenn ein Nolkte so viele Jahrhunderte später 500 000 Mann und mit größter Schwierigkeit auf demselben Wege dirigieren konnte. Delbrück nimmt überhaupt die Geschichte der Heeresbewegungen von 1870 zum Prüfstein für die früherer Zeiten. Die Versorgung der Belagerungsarmee um Mey von 200 000 Mann stellte eine der schwierigsten Aufgaben dar, die während des Krieges zu lösen waren.

Wie soll es dann möglich sein, daß der Perserkönig Xerxes, wie Herodot mit verdächtiger Genauigkeit berichtet hat, 5 100 000 Mann nach Griechenland geführt haben sollte? Und doch ist diese Zahl nur selten ernstlich angezweifelt worden. Wenn man den Weg verfolgt, den Xerxes mit seinem Heere zurücklegte, meist über ganz enge Gebirgspfade, durch Schluchten, abgesehen von der Ueberwindung solcher Hindernisse wie des Meeresarmes zwischen Asien und Europa, so kommt man zu dem Schluß, daß von seiner Armee die letzten Leute kaum die persische Hauptstadt Susa verlassen haben konnten, als die ersten vor den Thermopylen eintrafen. Dies fünfmillionenheer ist also einfach in die Sage zu verweisen. Delbrück ist sogar der Meinung, daß die Griechen damals an Zahl stärker waren als die Perser. Den Einwand, daß die Griechen diesen Einfall dann doch nicht als eine so große Gefahr bezeichnet hätten, und daß überhaupt „der König der Könige“ sehr wohl eine größere Armee hätte aufstellen und nach Europa hinüber führen können, bestreift Delbrück mit einem Vergleich, der die Lage der Schweizer gegen Karl den Kühnen betrifft. Der Burgunderfürst war den Schweizern weniger durch die Zahl als dadurch überlegen, daß seine Soldaten eine Armee von Rittern und berufsmäßigen Kriegern darstellten, während das Heer der Schweizer nur ein Aufgebot von Bürgern und Bauern war. Dem Volk aber genügte es nicht, den Ruhm des Sieges nur in diesem Nachteile zu suchen, sondern die Ueberlieferung fälschte die geschichtlichen Tatsachen sehr bald dahin, daß Karl der Kühne auch eine an Zahl gewaltige Uebermacht gehabt hätte. Ganz ebenso wird es auch bei den Griechen gewesen sein. Außerdem ließ sich die griechische Geschichtsschreibung den Widerspruch zuschulden kommen, daß die tapferen Perser, die mutigsten Krieger der damaligen Welt, mit Geißeln zur Schlacht getrieben werden mußten.

In der römischen Geschichte werden kaum weniger Korrekturen vorzunehmen sein. Die Ueberlegenheit der römischen Heere lag fast immer in der Mannszucht, aber auch sie bestanden aus Bürgern und Bauern und konnten einem militärischen Genie wie Hannibal nicht standhalten. Aber auch Hannibal war an Zahl zu schwach und konnte trotz seiner Siege im offenen Felde nicht daran denken, eine Belagerung der römischen Städte oder gar von Rom selbst mit hinreichender Schnelligkeit erfolgreich durchzuführen. Dennoch hätte das Ringen weit länger gedauert, wenn sich nicht damals das römische Heer durch den langen Felddienst allmählich zu berufsmäßigen Soldaten mit berufsmäßigen Offizieren ausgebildet hätte. Wie das zahlenmäßige Verhältnis beider Heere gewesen ist, läßt sich nicht einmal abschätzen und ist auch im Vergleich zu den berührten Tatsachen gleichgültig. Ganz ebenso wertlos sind

Die Feststellungen über die Heeresmassen der von den Römern besiegten germanischen und gallischen Stämme. Die Verführung, die Zahl der Begüter auf Hunderttausende anzugeben und dadurch den Ruhm des Siegers zu erhöhen, war zu groß, als daß schon die römischen Feldherren, später das Volk und die Geschichtsschreiber ihr nicht hätten erliegen sollen. Wenn noch Friedrich II. und Napoleon von der Stärke ihrer Heere keine genaue Kenntnis besaßen oder wenigstens keine genauen Angaben hinterlassen haben, so gilt das selbe für Cäsar in verstärktem Grade. Daß die römischen Heere nicht besonders zahlreich gewesen sein können, geht schon daraus hervor, daß sie mit Germanien nicht fertig werden konnten und sich im wesentlichen damit begnügen mußten, die Grenzen des Reichs gegen Eindringlinge zu schützen. Es ist immerhin imponant, daß dies Ziel während des Kaiserreichs erreicht wurde, und zwar für etwa 300 Jahre, die längste Friedensdauer der Weltgeschichte.

Schließlich behandelte Delbrück den Einfall der Normannen nach England und stellte auch hier fest, daß die Zahl der Eroberer niemals sehr groß gewesen sein kann. Sie wären gar nicht imstande gewesen, große Armeen aufzubringen, sondern nur kleine Banden, die aber aus wirklichen Kriegeren bestanden und daher selbst ein großes und reiches Land unterwerfen konnten, wenn es eines disziplinierten Schutzes entbehrte. Wilhelm der Eroberer hat nicht 60 000, auch nicht einmal 32 000 Mann gehabt, wie die Geschichtsschreiber geglaubt haben, sondern nur 6–7000. Harald aber hatte ihnen wahrscheinlich nur 4000 Mann entgegenzustellen.

Kleines feuilleton.

Schiffsbrände. Unter allen Schrecknissen, die auch bei der heutigen hohen Entwicklung der Technik und der modernen Sicherheitseinrichtungen den Seefahrer bedrohen, gibt es kaum etwas Entsetzlicheres als der Ruf: „Feuer an Bord!“ Umgeben von der unendlichen Wasserwüste des Ozeans, sehen sich Passagiere und Mannschaften des von den Flammen ergriffenen Schiffes einem furchtbaren Geschick gegenüber, sofern es nicht gelingt, des Feuers rechtzeitig Herr zu werden, oder wenigstens das Fahrzeug, wenn es nicht mehr zu retten ist, durch Hinablassen der Boote zu verlassen. Aber auch dieser letzte Ausweg bietet, wie erst jetzt wieder die Katastrophe auf dem Dampfer „Vulturno“ gezeigt hat, keineswegs immer Rettung vor der drohenden Lebensgefahr. Bei stürmischer See sind die Boote dem Spiel der Wellen preisgegeben; entweder sie zerbrechen an den Wänden des verlassenen Schiffes oder sie werden, wenn dieses untergeht, durch den gewaltigen Strudel, der dabei entsteht, mit in die Tiefe gerissen. Aber selbst die Rettungsboote, denen es gelingt, aus der gefahrbringenden Nähe des dem Untergang geweihten Dampfers oder Seglers zu entkommen, können, der Gewalt der Elemente preisgegeben, gar leicht kentern.

Feuer an Bord ist im allgemeinen häufiger als der Raie im Seewesen vermutet. Man kann als ziemlich sicher annehmen, daß von manchen Schiffsbränden die Passagiere gar nichts erfahren. Das wird immer der Fall sein, wenn der Brand an Bord rechtzeitig entdeckt wird, und wenn die Gewißheit besteht, daß er rasch und unauffällig gelöscht werden kann. In früheren Jahrzehnten soll es gelegentlich vorgekommen sein, daß vertwegene Kapitäne mit brennenden Kohlenbunkern den sicheren Hafen verließen, weil sie die Kosten der Entladung und des unfreiwilligen Aufenthalts scheuten. In unseren Tagen wird ein Kapitän ein solches Wagnis allerdings kaum mehr riskieren, mag sich nun ein Feuer in den Kohlenbunkern oder im Laderaum bemerkbar machen. Es sind das auch die Teile des Schiffes, in denen am leichtesten ein Feuer ausbricht. Ein Brand oberhalb der Wasserlinie oder in den Zwischendeckräumen wird kaum je gefährlich werden können, da es ja nie an Wasser zum Löschen fehlt. Die Schiffsmaschinen liefern auch mit Leichtigkeit den nötigen Druck für die Pumpen) außerdem besteht die Möglichkeit, den Brand dadurch zu löschen, daß man Dampf von den Kesseln in den brennenden Raum einströmen läßt und so die Flammen erstickt.

Die Art der Ladung spielt bei der Feuergefahr ebenfalls eine große Rolle. So kann z. B. bei vielen Gütern Selbstentzündung eintreten, z. B. bei Baumwolle, die in großen Ballen zusammengepreßt verladen wird. Selbstentzündung ist auch gewöhnlich die Ursache der Brände in den Kohlenbunkern.

Unter allen Schiffsbränden unserer Zeit war bei weitem der schrecklichste der des „General Slocum“, eines New Yorker Vergnügungsdampfers, der am 15. Juni 1904 angeführt des New Yorker Hafens im East River in Flammen geriet. Rund 1500 Menschen, Mitglieder der deutsch-lutherischen St. Markus-Gemeinde in New York, die einen Ausflug machten, waren an Bord; 1000 von ihnen verbrannten oder fanden den Tod in den Fluten. Die meisten umgekommenen waren Frauen und Kinder; Männer waren nur in verschwindender Minderzahl an Bord dieses alten Raddampfers gewesen. Der nächste große Schiffsbrand auf hoher See ereignete sich am 24. November 1908 im Mittelmeer. Der von Liverpool nach Alexandrien bestimmte Dampfer „Sardinien“ der Papahanni-Dampfschiffahrtsgesellschaft in Liverpool geriet eine Seemeile von Malta entfernt in Brand. Die Passagiere, 200 an der Zahl, und die Besatzung sprangen bei der ausbrechenden

Panik über Bord. 125 Personen, unter ihnen 100 arabische Weltauswanderer, fanden den Tod. Kaum ein Jahr später, Ende Juli oder Anfang August 1909, verbrannte der englische Dampfer „Baratah“, der von Durham nach London unterwegs war; 800 Personen, darunter 92 Passagiere, fanden den Tod; von dem verunglückten Schiffe wurde nie wieder eine Spur gefunden. Eine Brandkatastrophe auf See, die in allen ihren Einzelheiten an das neueste Unglück auf dem „Vulturno“ erinnert, ereignete sich am 7. April 1910 im Aemmelkanal. Der Dampfer „Cainrona“, der mit 800 Passagieren von London nach Portland unterwegs war, fiel mitten im Kanal einer Kesselexplosion zum Opfer. Da mehrere Schiffe in der Nähe waren, so konnten die Passagiere und Mannschaften gerettet werden.

Das sind nur einige der großen Brandkatastrophen, die sich im letzten Jahrzehnt auf See ereignet haben. So manches andere Schiff, das sich auf wenig befahrenen Straßen in fernen Meeren befiel, mag ebenfalls durch Feuer vernichtet und mit Mann und Maus untergegangen sein. Erstickend groß ist die Liste der Dampfer und Segler, die alljährlich den schützenden Hafen verlassen, um niemals ihr Ziel zu erreichen. Stürme und Wogen, Klippen und Untiefen mögen den meisten von ihnen zum Verderben geworden sein. Wie viele von diesen verlassenen Schiffen den Flammen zum Opfer gefallen sind — niemand weiß es.

Gauzwirtschaft.

Preißelbeeren. Die Preißelbeere, die in Mitteleuropa große Strecken Landes in Wäldern und auf Bergen mit ihren zierlichen eirunden, immergrünen Blättchen bedeckt, aus denen die roten Fruchtträubchen hervorleuchten, ist eine der gesündesten Wildfrüchte. Zwar ist sie roh nicht genießbar, aber mit Zucker eingelegt, liefert sie eine ebenso wohlschmeckende wie haltbare Konserve. Ihr natürlicher Gehalt an Ameisensäure und Benzoesäure ist die Ursache ihrer Haltbarkeit. In großen Mengen werden Preißelbeeren gegenwärtig aus Schweden bei uns eingeführt. Leider sind sie in diesem Jahre nicht so billig wie sonst. Aber wer es irgend erschwingen kann, sollte sich doch einen Vorrat dieser guten Konserve bereiten, die als Appetit anregende Beigabe zu dick ausgequollener Hafers- und Buchweizengrütze, zu Hirse-, Reis- und Griesbrei diese billigen, nahrhaften und sättigenden Gerichte erst schmackhaft macht. Preißelbeeren eignen sich auch zur Mischung mit anderen Früchten; sie werden dadurch ausgiebiger, während sie zugleich etwas von ihrem allzu herben Geschmack verlieren.

Preißelbeeren müssen in tiefer Schüssel in wiederholt erneuertem Wasser gewaschen werden, wobei man die Blättchen und andere Unreinigkeiten sorgfältig ausliest. Ueberreife Beeren sinken dabei auf den Boden der Schüssel. Sie brauchen nicht wegzuwerfen zu werden; man kochte sie für sich zu Kompott, am besten zu Mus, das schnell weggegessen wird, oder bereite daraus Suppe oder eine rote Grütze. An Zucker rechnet man beim Einmachen $\frac{1}{2}$ Pfund auf jedes Pfund Beeren. Man kann sie auch ohne Zucker einkochen und diesen erst beim Gebrauch zufügen.

Preißelbeeren mit Zucker. Die Beeren werden mit ungebleichtem Streuzucker gemischt und ohne Wasserzuzug auf schwaches Feuer gestellt. Sobald sich Saft bildet, verstärkt man das Feuer. Nach dem Aufkochen läßt man die Beeren noch fünf Minuten fortkochen, nimmt sie mit dem Schaumlöffel heraus, legt sie in Steintöpfe, läßt den Saft noch etwas einkochen und gießt ihn über die Früchte. Die Töpfe werden mit Pergamentpapier verschlossen.

Preißelbeeren mit Birnen. Auf 5 Pfund Preißelbeeren nimmt man 3 Pfund Birnen, am besten Bergamotten, und $\frac{1}{2}$ Pfund Zucker. Die Preißelbeeren werden, wie angegeben, vorbereitet und gekocht. In dem Saft läßt man die geschälten und in Spalten geschnittenen Birnen weich kochen und fügt zuletzt die Beeren hinzu, die noch einmal aufkochen müssen. Das Kompott wird in Steintöpfe gefüllt und nach dem Erkalten mit Pergamentpapier verbunden.

Ebenso kann man Preißelbeeren mit Äpfeln oder mit abgezogenen Pflaumen, auch mit Brombeeren einkochen.

Auch kann man fertiges Preißelbeerkompott beim Anrichten mit Apfelsmus vermischen. Ferner schmeckt es sehr gut, wenn man es mit etwas roher Milch gemischt zu Tisch gibt.

Preißelbeeren mit Mohrrüben. Auf 5 Pfund Preißelbeeren nimmt man $\frac{1}{2}$ Pfund Zucker und ungefähr $\frac{1}{2}$ Pfund Mohrrüben, die sauber gepuht, gewaschen und in kleine Würfel geschnitten werden. Sie werden in dem Preißelbeerensaft weich gekocht, zum Schluß mit den Beeren vermischt, nochmals aufgekocht, in Steintöpfe gefüllt und wie vorher angegeben weiter behandelt.

Rote Grütze. Preißelbeerensaft wird mit etwas Wasser verdünnt, zum Kochen gebracht und geföhrt. Zu 1 Liter Flüssigkeit gibt man 3 gehäufte Eßlöffel voll Kartoffelmehl oder 2 gehäufte Eßlöffel voll Weizenmehl, das in kaltem Wasser klar geröhrt wurde. Auch kann man 3 gehäufte Löffel voll Sago oder 4 Löffel voll Gries, in kaltem Wasser gewaschen, statt des Mehls verwenden. Kartoffelmehl muß unter Rühren 4 Minuten, Weizenmehl 8 Minuten, Sago und Gries 10–15 Minuten kochen, um gar zu werden. Die Speise wird in eine mit Wasser ausgespülte Form gefüllt und nach dem Erkalten gestürzt. Man speißt die rote Grütze mit frischer Milch.

m. kt.